

# Kali, unser Bundesgenosse.

Deutschland hat fast ein Weltmonopol für Kali. Denn Deutschland allein produziert Kali in solchen Mengen, wie sie dem Weltbedarf für die Landwirtschaft entsprechen. Kleinere Kalivorkommen, aus denen aber noch wenig oder nichts gefördert wird, finden sich in Kalifornien (Kalif), im östlichen Russland (150 Kilometer vom Fluß des Ural entfernt, im Gouvernement Perm, in Sibirien) und in der deutschen Grenze als Fortsetzung eines erst erhobten, noch nicht in Abbau genommenen Lager bei Weisel, und schließlich in Katalonien, nördlich von Barcelona. Dort, bei Cardona und Suria, soll, soweit man bisher geschätzt hat, nach den am weitesten gehenden Schätzungen gut eine Million Tonnen Meinkali liegen, die elässischen Vorräte (ohne die noch nicht im Abbau befindlichen badischen) kann man ziemlich sicher auf 300 Millionen Tonnen schätzen, die nord- und mitteldeutschen, etwas unsicherer, auf gut acht Milliarden Tonnen. Ein Vorkommen in Italienisch-Afrika, südlich von Massauah, das jetzt Frankreich (Australien) beliefert, enthält nicht ganz 1/2 Millionen Tonnen Meinkali, aber weder die russischen noch die italienisch-afrikanischen Lager sind nach Friedensschluß infolge der riesigen Transportkosten konkurrenzfähig. Diese Angaben zeigen klar, daß wir in bezug auf die Gesamtvorräte an Kali ganz konkurrenzlos sind; außerdem sind unsere Gruben in dauerndem Betrieb, vollständig durchforstet und können, wenn erst die Arbeiter- und Transportkräfte beschaffen sind, in beliebig verstärktem Maße fördern.

Nach Friedensschluß wird der Kalibedarf der ganzen Welt, der zurzeit 1-1 1/2 Millionen Meinkali beträgt, in die Höhe schnellen, da sämtliche feindlichen Länder „ausgewehrt“ sind. Dies Geschäft in Kali kann uns niemand streitig machen, da nur die deutschen Gruben das riesige Defizit decken können.

Darum weisen die französischen, amerikanischen und neuerdings auch die englischen Zeitungen fortwährend auf die Notwendigkeit hin, das Kali zu erobern. „Es wäre ein Ziel, auf innigste zu wünschen.“ Jene Lager sind eben neben den nord- und mitteldeutschen die einzigen, die den Weltbedarf einige hundert Jahre hindurch decken könnten. Sie sollen sie nicht haben.“ Noch im Winter bauten die Franzosen lustige Luftschiffe, die zum Teil ganz barocke Formen annahmen. Ein Sachverständiger — übrigens ein Teilhaber mancher elässischer Kaliverte — stellte zum Beispiel folgende Forderungen auf: „Es kommt darauf an, daß wir dem deutschen Kalikonkurrenz nach Friedensschluß auf dem Weltmarkt Konkurrenz machen können; die Oberbauten der elässischen Gruben sind — notabene von den Franzosen! — gerichtslos; wenn wir gesiegt und das Kali zurückerobern haben, müssen wir von den deutschen Gruben als eine besondere Art von Naturalerschädigung fordern, daß sie uns für das Kali die Förderungsbeiträge abtreten, damit wir in „unseren“ Gruben den Betrieb möglichst schnell wieder aufnehmen können; bis dahin müssen jene Gruben und so viel Kali zum Selbstkostenpreis abtreten, wie die elässischen Gruben „normalerweise“ fördern könnten, damit wir sofort konkurrenzfähig sind. Zum bequemeren Abtransport der Salze muß der Großschiffahrtsweg Mittelhausen—Marzelle sofort ausgebaut werden. Amerikanische Kapitalisten, die überhaupt ein verdächtiges Interesse an dem elässischen Kali nehmen, wollten sofort eine Millionen Summe für den Kanalbau zur Verfügung stellen. Ist es gleich Bahnhafen, hat es doch Methode.“

Amerika ist nächst Deutschland der größte Kaliverbraucher der Welt und nahm im Frieden fast die Hälfte unseres Exportes, fast ein Viertel unserer Gesamtzeugung auf. Es hat sich vor dem Kriege und während desselben die ehrsüchtige Nähe gegeben, aus dem eigenen Boden Kali zu gewinnen, nicht nur aus finanziellen Gründen, nein, dem unbändigen amerikanischen Nationalstolz ist es unerträglich, daß das reiche Land im Bezuge eines unbedingt nötigen Rohstoffes von Europa, speziell von „diesem“ Deutschland abhängig sein sollte. Aber aus den Salzseen

im wilden Westen, aus Langaische, Hochofen- und Zementofenabgasen, aus Alaunstein und Feldspat hat man trotz aller aufgewendeten Mühe und Geldmitteln nicht genügend lösliche Kalisalze gewinnen können und wird auch kaum in Zukunft dazu kommen; die einheimischen Salze sind außerdem meist unrein und zu Düngemitteln nicht gut verwendbar, darüber kann aller Tamtam nicht hinweghelfen: die Analysen und namentlich der hohe Preis sprechen dagegen.

Auch in Amerika nehmen die Ernten der viel Kali verbrauchenden Pflanzen merklich ab; daß der Ertrag an Baumwolle zurückgeht, schieben unsere Feinde z. B. offen auf den Kalimangel.

So bleibt unser Kali also, das uns im Kriege ein guter Bundesgenosse war, ein guter Krumpf für die Zeit nach dem Kriege, wo es sich darum handelt, die Handelsbeziehungen wieder anzuknüpfen, Rohstoffe ins Land zu bekommen, trotz des zur Strafe für unsere „Verbrechen“ angebrochenen Boykotts.

Ohne Kali keine Hebung der Ernteerträge, kein Wiederaufbau der verwüsteten Äcker; aber ohne Gegenleistungen kein deutsches Kali!

## Die Wohnungsfrage.

Stimmungsbild aus dem Reichstage. —ig. Berlin, 10. Mai.

Die ganze heutige Sitzung war der Aussprache über die Wohnungsfrage und die Organisation der Reichshilfe auf diesem Gebiet vorbehalten. Der Haushaltsausschuß hatte bei der Beratung des Etats des Reichswirtschaftsamts eine Entschließung einstimmig angenommen, die naturgemäß auch die bedingungslose Zustimmung des Plenums fand. Die Entschließung verlangt u. a., daß das Reichswirtschaftsamtsamt als Zentralstelle für die Übergangswirtschaft auch die Leitung einer planmäßigen und umfassenden Wohnungsherstellung nach dem Kriege, sowie die Organisation aller im Reiche vorhandenen öffentlichen und privaten Kräfte auf diesem Gebiet übernehmen soll. Da eine Neubautätigkeit allein auf privatwirtschaftlicher Grundlage wegen der Baukostenvermehrung und der anderweitigen starken Beanspruchung des Geldmarktes während der Übergangszeit unmöglich erscheint, sollen 500 Millionen aus Reichsmitteln zur

### Gewährung von Bauzuschüssen

und billigen Darlehen, sowie zur Bildung eines Bausparfonds bereitgestellt werden. Bei dem Mangel an Baustoffen aller Art soll die baldige Inbetriebnahme der Bauindustrie durch rechtzeitige Entlastung von Arbeitskräften aus dem Heere und Bereitstellung ausreichender Kohlenmengen ermöglicht werden. Zur ersten Unterbringung Wohnungsloser sollen zweckentsprechende Familienbaracken errichtet werden. Sofort nach Friedensschluß soll mit dem Bau gesunder, zweckmäßig eingerichteter Dauer-Kleinvohnungen vorgegangen und die Vorarbeiten dazu schon jetzt in Angriff genommen werden.

Die Aussprache begann mit einem ausführlichen Referat des Berichterstatters Abgeordneten Jäger (Ztr.).

Dann schilderte der Sozialdemokrat Abg. Göhring eingehend die gefährlichen und bedenklichen Zustände auf dem Gebiete der Wohnungsversorgung. Bisher aus gesundheits- und sittenpolizeilichen Gründen nicht zugelassene Räume seien wieder zur menschlichen Wohnung freigegeben worden, 1/4 Millionen Kleinvohnungen fehlten, vielfach seien die Mieten bis zu 50 % gesteigert worden.

Der nationalliberale Abg. Sauer, seines Zeichens Bürgermeister in Angerburg, erklärte die Schilderungen Göhrings für vielfach übertrieben, aber auch das, was er über styprenische Verhältnisse erzählte, erweise deutlich genug die Notwendigkeit gründlicher und schneller organisatorischer Vorbereitung.

Der konservative Abg. v. Brochhausen hielt an dem Grundsatz fest, daß die Wohnungsfürsorge unter normalen Umständen

### Sache der Einzelstaaten

und der Gemeinden sein müsse, erklärte sich aber, wie die Dinge jetzt liegen, mit den programma-

tischen Äußerungen des Bismarckers, die später Freiherr von Stein ausdrücklich als auch für die Reichsleitung maßgeblich und verbindlich bezeichnete, anerkannten. Der Volksparteiler Scheff, Bayerns Nachfolger im Reichstage, hielt eine bemerkenswerte Erklärungsrede, in der er unter andern an das Wort Naumanns erinnerte, daß Kellerrwohnungen immer staatsgefährlich seien. Das Wichtigste sei, daß man die Gemeinden durch Beschaffung von Baustoffen in die Lage setze, selbst zu bauen.

Der Abg. Mumm forderte zu allererst, nach dem braunschweigischen Muster, den Erlass eines Kriegsheimstättengesetzes von Reichswegen.

Der unabhängige Sozialdemokrat Burm endlich sieht auch in der Wohnungsnot nur ein Kind der kapitalistischen Gesellschaftsordnung und in der Boden- und Wohnungspekulation, die von allen Seiten so angegriffen würde, nur im Rahmen dieser Gesellschaftsordnung durch- aus berechtigte Erscheinungen.

## Das Ende der Fremdenlegion.

Für Frankreich gespart.

Die französische Fremdenlegion existiert praktisch genommen nicht mehr. Die wenigen Überlebenden, die bei dem Überraschungsangriff bei Hangard dem Kreuzfeuer der Maschinengewehre entronnen und in deutsche Gefangenschaft fielen, erzählen ein tragisches Kapitel von der rücksichtslosen Ausplünderung der in der Legion für Frankreich kämpfenden Neutralen.

Aus dem im Frieden in Sidi-Beil-Abbes und Saïba garnisonierten beiden fremden Regimentern wurden durch lautes Röhren der Werbetrommel unter Italienern, Spaniern und Slawen im Oktober 1914 drei Maréchalregimenter gebildet, zu denen als viertes das Regiment der Garibaldianer trat. Dieses wurde als erstes gespart. Bei seinem ersten Einmarsch in den Argonnen erlitt es derartige Verluste, daß es aufgelöst wurde und als selbständige Formation aus der französischen Armee ausschied. Die übrigen fremden Regimenter erlitten ihr Schicksal im Frühjahr 1915 bei Souchez; die Verluste waren derart, daß die Regimenter im Laufe des Sommers zusammengelegt werden mußten. Aus drei Regimentern zu je vier Bataillonen wurden zwei Regimenter: das eine zu zwei, das andere zu drei Bataillonen aufgestellt.

Raum waren die beiden Regimenter einigermaßen reorganisiert, so wurden sie im September 1915 aufs neue in den Kampf geworfen, und zwar wiederum an der blutigsten Stelle in der Champagne. Der rücksichtslose Einsatz dezimierte die beiden Regimenter wiederum derart, daß sie zusammen mit den Resten des Garibaldi-Regiments zu einem einzigen Fremdenregiment zusammengezogen werden mußten. Dieses letzte Fremdenregiment wurde am 28. April nach einer völlig ungenügenden Artillerievorbereitung gegen die deutschen Stellungen bei Hangard vorgehrt. Die Gesangenen sagten aus, daß sie zusammen mit den gleichzeitig angreifenden algerischen und marokkanischen Schützen des 7. Tirailleurs-Regiments in ein derart mörderisches Maschinengewehrfeuer gerieten, daß der Angriff unter schweren Verlusten zusammenbrach. Die Gesangenen erklärten sich keines ähnlichen wirksamen Feuers erinnern zu können. Nach ihrer Ansicht hat die Fremdenlegion aufgehört zu existieren. Mehr als 55 000 Mann hat die Legion durch Tod und Verstümmelung verloren, sie hat ihre Bestimmung einer Opfertruppe wahrgemacht.

## Politische Rundschau.

Deutschland.

\* Die im Friedensvertrag mit Rußland vorgesehenen Fürsorge-Kommissionen sind von Berlin nach Rußland abgereist. Sie werden sich zunächst zur Einholung genauer Unterweisung nach Moskau begeben und von dort aus über die einzelnen Gebiete Rußlands einschließlich Sibiriens verteilt werden. Jede dieser 17 Kommissionen besteht aus einem Offizier als Leiter, einem Arzt, einer Schwester vom Roten Kreuz und einer Zivilperson, die mit Land und Leuten und den örtlichen Ver-

hältnissen in ihrem Wirkungsbereich vertraut ist. Hierzu kommen noch eine Anzahl Seelherge. Die Kommissionen werden an Ort und Stelle sich mit den bereits dort befindlichen neutralen (schwedischen und dänischen) Delegierten in Verbindung setzen, um mit ihnen gemeinsam ihre Aufgabe durchzuführen.

\* Im Ausschuß des Reichstages zur Vorbereitung des Branntweinmonopols gab Staatssekretär Graf v. Noeder die Erklärung ab, daß die verbündeten Regierungen nicht in der Lage sein würden, sich an der weiteren Beratungen zu beteiligen, wenn die auf Ablehnung des Besekentwurfs und Einsetzung eines Unterausschusses zur Ausarbeitung eines Verbrauchsabgabengesetzes abzielenden Anträge angenommen würden. Er fügte hinzu, das Gesetz sei nicht als Beginn einer umfassenden Monopolgesetzgebung anzusehen. Wie es sich damit überhaupt verhalten werde, lasse sich jetzt noch nicht absehen.

\* Der Petitionsausschuß des Reichstages hat der Ballversammlung empfohlen, das Gesuch des Verbandes der Feuerbestattungsvereine um reichsgesetzliche Regelung der Feuerbestattung der Regierung zur Erwägung zu überweisen.

\* Die in einzelnen Provinzen und Bundesstaaten erfolgte Verkürzung der Fleischration ist nicht auf allgemeine Anordnung des Kriegsernährungsamtes zurückzuführen, das für das laufende Wirtschaftsjahr eine Verabfolgung der Nation von 250 Gramm nicht beabsichtigt. Die von einzelnen Kommunalverbänden und Provinzialstellen getroffenen Maßnahmen haben darin ihren Grund, daß die betreffenden Stellen das ihnen gelieferte Vieh, das sich im Augenblick des Überganges von der Stall- zur Weidewirtschaft wie stets in besonders schlechtem Zustande befindet und vielfach kaum mehr als Laus und Knochen hat, erst einmal auf eigene Rechnung auf die Weide schiebt. Eine Gefahr für die Fleischversorgung liegt nicht vor. Die Gerichte von einer bevorstehenden Heranziehung von Pferdefleisch zur Fleischversorgung sind völlig unbegründet.

Rußland.

\* Amerikanische Blätter veröffentlichen eine Friedenshoffnung des Papstes, worin der Papst daran erinnert, daß nunmehr fast vier Kriegsjahre verlossen seien, und daß die Juristbarkeit des Krieges immer mehr zugenommen habe. Sein väterliches Herz sei nicht zur Ruhe gekommen unter den furchtbaren Kriegen des Krieges. Er spricht die Hoffnung auf einen baldigen Frieden aus. Laut Stefani ordnete der Papst an, daß am 29. Juni, dem Peter- und Paulstages, überall eine Messe zelebriert werde, um der Menschheit den heiß-ersehnten Frieden zu ersehen.

Schweden.

\* Aber die deutsch-schwedischen Verhandlungen wird aus Bern berichtet, daß der Verlauf erhoffen läßt, daß eine Einigung zustandekommen kann, da eine Reihe aufgelauchter Schwierigkeiten beseitigt ist und auch seitens Deutschlands in verschiedenen Punkten Entgegenkommen bewiesen wurde.

Rußland.

\* Die Londoner Times' meldet aus Peking, daß die Kosakenbewegung in Sibirien an Stärke zunimmt. Die Streitkräfte Semowods sind 150 Meilen längs der Transsibirischen Eisenbahn vorgerückt und haben sieben Eisenbahnstationen besetzt. Semowod hat eine Transsibirische Regierung ausgerufen und sich selbst an die Spitze derselben gestellt.

Finnland.

\* Nach Meldungen aus Helsingfors hat der finnische Senat einen Aufruf an das finnische Volk erlassen, die gesetzmäßige Regierung in ihrer schweren Reorganisationsarbeit des staatlichen und bürgerlichen Lebens tätig zu unterstützen. Der finnische Senator Kuntwall erklärt im Helsingforscher „Lutvudsblad“, der finnisch-deutsche Handelsvertrag sei nur von vorläufiger Geltung bis 1920 und erfordere einige Änderungen. Die deutsche Regierung zeige durch den Gesandten v. Brück der finnischen Regierung stets größtes Entgegenkommen.

## Der Halbherr von Lubenow.

12] Roman von Arthur Dapp.

(Fortsetzung.)

„Ich weiß ja,“ fuhr der junge Lubenow fort, „es ist ja auch trotzdem noch eine große Vermessenheit, daß ich es wage, meine Augen zu Ihnen zu erheben. Aber ich kann nicht anders, ich muß es Ihnen sagen, daß ich Sie liebe aus heißer Seele, daß ich Sie anbede und daß ich es für das größte, schäbste Glück betrachten würde, wenn Sie mich nicht von sich weisen, wenn Sie mich erlösen würden.“

Eine leidenschaftliche, tiefinnerliche Bewegung zog ihn in die Knie nieder und strahlte von seinem lobenden Gesicht. Aber sie hatte ihre Augen mit den Händen bedeckt. Er sah, daß ihre zarte Gestalt erbebt und nur vernahm er ein heises, mühsam beherrschtes Aufstöhnen.

„Göth!“ rief er, seiner nicht mehr mächtig, und zog ihre Hände vom Gesicht. Sie wehrte ihm nicht, als er zuerst die eine Hand und dann die andere an seine heißen, zuckenden Lippen zog. Und nun lächelten ihre Augen unter Tränen zu ihm auf.

„Göth!“ rief er noch einmal in Überchwange seines Glückes und zog sie an seine Brust.

8.

Auf allen Seiten Glückseligkeit, Einigkeit und Zufriedenheit. Der Baron und die Baronin hatten ihre Zustimmung zu der Wahl ihrer Tochter gegeben und die offizielle Verlobung stand fest. Der Baron fand sich mit guter

Miene in die Notwendigkeit, für seine Person den färsitlich saratischen Titel des Bräutigams seiner Tochter anzuerkennen. Freilich, ein wenig Unbehagen bereitete es ihm immer noch, so oft er seinen Schwiegerjohn in eine der aristokratischen Familien, zu denen er Beziehungen hatte, als „Graf Lubenow“ einfuhrte.

Einmal entstand bei einer solchen Gelegenheit eine peinliche Szene. Eine ältere Dame, eine verwitwete Baronin Wesselhof, geborene Gräfin Bruchdorf, der das junge Brautpaar in einer Gesellschaft begegnete, legte ihre Hand an das Ohr, wie jemand, der nicht recht verstanden hat, und fragte den Baron, der seinen Schwiegerjohn vorgestellt hatte: „Baron, wie sagten Sie doch gleich: Graf Lu —?“

„Graf Lubenow, Frau Baronin.“ Die alte Dame schüttelte mit dem Kopf. „Baron! Der Name habe ich noch nie gehört. Ich erinnere mich auch nicht, ihn im Gotha bezeichnet gesehen zu haben.“

Die alte Dame, die sich auf ihre Kenntnis des Gothaischen Kalenders etwas zugute tat und die sich rühmte, alle gräflichen und freiherrlichen Familien im Deutschen Reiche wenn nicht persönlich, so doch dem Namen nach zu kennen, wandte sich an die Gastgeberin. „Ach, meine Liebe, haben Sie denn nicht einen Gotha bei der Hand?“

Der Baron, der wie auf glühenden Kohlen stand, fiel rasch ein.

„Bitte sich nicht zu bemühen. Mein Schwiegerjohn steht noch nicht im Gotha. Seine Erhebung in den Grafenstand datiert erst von diesem Jahre.“

Die alte Dame sah sehr interessiert den jungen Grafen, dem zuzuhören war, als würde er wie ein Weltwunder zur Schau gestellt, durch ihre Borgnetze an.

„So — so!“ sagte sie und suchte in ihrem Gedächtnis. „Ich kann mich nicht erinnern, ich lese doch täglich die Hofnachrichten. Das muß mir wirklich entgangen sein.“

„Es ist Ihnen entgangen, gnädigste Baronin,“ bestätigte der Baron, den es heiß durchschauerte. „In der Zeitung hat es natürlich gestanden.“

Die Baronin kam ihrem Gatten zu Hilfe und schlug rasch ein anderes Thema an, und damit war der Zwischenfall vorläufig erledigt. Freilich, ein paar Stunden später auf der Nachhausefahrt erfuhr die Baronin insofern noch ein Nachspiel, als der Baron, der mit seiner Gattin und seiner Tochter in einem Wagen saß, seinem Arger, der den ganzen Abend über still in ihm gährt hatte, rücksichtslos Luft machte.

„Der Mensch macht uns rein unmöglich mit seinem arabischen Titel! Und dabei hat er eine wahre Brut, Gesellschaften zu belächeln und sich im Glanze seiner Gräflichkeit zu sonnen. Aber ich streife, ich mache nicht mehr mit. Mag er sich einführen lassen von wem er will. Ich habe nicht Lust, mich feinetwegen lächerlich zu machen, ich werde —“

Das leise Schluchzen Göths veranlaßte ihn, sich zu unterbrechen.

„Armes Kind!“ sagte er in einem Ton, in dem sich Weichheit und Gümmigkeit mit ironischem Ingrimm mischte. „Du bist ja noch viel schlimmer dran. Auf dir ruht das schwere

Geschick, dich dein Leben lang Gräfin Lubenow de Sarati schimpfen zu lassen. Gräfin von saratischen Gnaden! Br! ... Meine nicht Kind! Ich bin kein Rabenbater. Noch ist es ja nicht zu spät. Wenn du meinst, daß es über deine Kraft geht, Herrgott, dann machen wir die Sache wieder rückgängig.“

„Aber, Clemens,“ legte sich hier die Baronin, deren Urteilskraft nicht wie die ihres Gatten durch überreichen Genuß französischer Sekt getrübt war, ins Mittel — „aber, Clemens, sie liebt ihn doch!“

„Liebt ihn? Merkwürdig! Na, dann freilich. Na ja und seine Millionen sind auch nicht von Pappe. Dafür kann man sich schon etwas gefallen lassen. Es ist eben nichts vollkommen in dieser miserablen Welt ...“

Der Baron machte seine Drohung wirklich wahr. Er ließ sich während der nächsten Wochen krank fassen, so oft es galt, einer Einladung in Gesellschaft des Brautpaares zu folgen. So entging ihm die Demütigung, die ihm das Verhalten der Baronin Wesselhof während einer musikalischen Soiree bei einer befreundeten Familie sicherlich bereitet hätte. Die alte Aristokratin, die sich wohl inzwischen über die Herkunft des dem jungen Fabrikbesitzer verliehenen Grafentitels informiert hatte, steckte eine eilige Miene auf, als Baronin von Langwitz mit dem jungen Brautpaar den Salon betrat, drehte sich dann um und betrachtete angelegentlich ein an der Wand hängendes Gemälde. Und auch den ganzen Abend über sah sie konsequent an dem Bräutigam vorbei.

Göth bemerkte diese summe Ablehnung wohl.